

YASSIR ERIC

WIR MÜSSEN

REDEN, Über radikalen Islam,
BEVOR ES Integration und
unsere Ideale

ZU SPÄT IST

*Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande,
den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen
wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben
wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge
gewesen in Ägyptenland.*

3 Mose 19,33–34

Aus Verständlichkeitsgründen verwendet der Autor durchgehend das generische Maskulin bei Personenbezeichnungen. Selbstverständlich sind dabei immer auch Frauen mitgemeint.

Inhaltsverzeichnis

Prolog	13
Die unterschätzte Rolle der Religion	15
1. Integration ist mehr als Deutsch lernen	19
Es braucht Selbstreflexion im Denken der Einwanderer	23
Es braucht Veränderung im Denken der Einheimischen	25
Das Verhältnis des Staates zur Religion.....	26
2. Gesellschaftliche Polarisierung überwinden wir, indem wir sachlich und ohne jegliches Tabu miteinander reden	27
Diskriminierung und Rassismus.....	30
Woher kommst du?	32
3. Kritik am Koran und dem islamischen Propheten dürfen kein Tabu sein	34
Umgang mit Kritik am Koran.....	38
Umgang mit Kritik an Muhammad und Blasphemie.....	48
Islamkritik oder Islamophobie?.....	54
4. Radikalisierung und Gewalt	57
Heilige Schriften: Wenn Gewaltverse als ewig gültig gelten	59
Meine persönliche Radikalisierung	61
»Der Attentäter befand sich in einer psychischen Ausnahmesituation«	67
»Das hat doch nichts mit dem Islam zu tun«	71

»Gewalt gibt es in allen Religionen« – eine Anmerkung zu den Kreuzzügen	73
Hauptleidtragende sind die Muslime selbst.....	77
5. Alltagskonflikte, die es gar nicht geben müsste	79
Ramadanfasten	79
Islamisches Ritualgebet und Gebetsräume	82
Kopftuch bei Kindern	83
Kinderehe: Wenn kulturelle Tradition zum »Dogma« wird.....	84
6. Kulturelle Barrieren, die das Zusammenleben erschweren	88
Was ist uns wichtig? Individuelle Freiheit oder das Interesse der Gruppe?	91
Wie treffen wir Entscheidungen? Allein oder als Familie?	93
Wie erlangen wir gesellschaftliches Ansehen? Woran machen wir Erfolg fest?	95
Welchen Stellenwert haben Freundschaften?	96
Wie gehen wir mit Konflikten um?	98
Wofür nehmen wir uns Zeit?	101
Planen wir langfristig oder spontan?	103
Typisch deutsch – zentrale Kulturstandards.....	104
7. Meine Idee eines Deutschlandführerscheins	106
Erster Schritt: Informationskampagne bereits im Herkunftsland	107
Zweiter Schritt: Klare Ansagen bei der Ankunft und Rechtsstaatsunterricht.....	108
Dritter Schritt: Integrationskurse mit Hospitation, Praktikum und Ehrenamt ergänzen.....	109

Vierter Schritt: Ausbau der Kitas zu Familienzentren
und verpflichtende Ganztagschulen..... 113

**8. Religiöse Absonderung, Nationalismus
und Parallelgesellschaften 114**

Religiös motivierte Abschottung: Mehr Loyalität zur muslimischen
Gemeinschaft als zur nichtmuslimischen Mehrheitsgesellschaft 115

Der Clan: Mehr Loyalität zur Familie
als zu staatlichen Gesetzen 120

Nationalismus: Größere Loyalität zum
Herkunfts- als zum Aufnahmeland..... 122

Teufelskreis Parallelgesellschaften..... 124

Loyalität zu Deutschland fördern..... 127

9. Der politische Islam und sein Machtanspruch 130

Kriminalisierung von Homosexualität 131

Erniedrigung von Juden und Christen 133

Scharia oder Grundgesetz in Deutschland 136

Und täglich grüßt der Muezzin 137

Islamische Verbände mit Kirchen gleichstellen? 139

»Konferenz der Kulturen« statt Islamkonferenz..... 142

10. Die Außenpolitik und ihre Folgen 145

Bildung statt Radikalisierung..... 147

Tragödie in Afghanistan und Freiheitsrechte,
nach denen niemand gefragt hat 151

Demokratie lässt sich nicht erzwingen 154

Es braucht eine Außenpolitik der Prinzipien 157

11. Grenzen der Integration.....	161
Die Grenzen des Sozialstaates.....	166
Die Grenzen innerer Sicherheit.....	167
Die Grenzen von Migration.....	169
12. Das Verhältnis von Christen und Muslimen.....	172
Den anderen in seinem Glauben verstehen wollen.....	176
Unterschiede aushalten: Abrahamische Ökumene und gemeinsames Gebet.....	177
Religionsfreiheit bei Konversion und Ehe thematisieren...	180
Die Balance zwischen Liebe und Wahrheit.....	183
13. Muslimischer Antisemitismus	185
Antijudaismus im Koran	189
Antijudaismus in den Hadithen	190
Muhammads Zorn auf Juden.....	191
Der Nahostkonflikt, der den Judenhass befeuert.....	194
Antijudaismus unter christlichen Arabern	199
Warum sich muslimische Theologen schwertun, Antisemitismus aufzuarbeiten.....	201
14. Identität und Werte	205
Das Grundgesetz	207
Was uns zusammenhält	208
Reden mit Andersdenkenden.....	210
Problematisches Gruppendenken	211
Die Krankheit Unzufriedenheit.....	212
»Du kannst Hoffnung haben«.....	214

Epilog	
Wir müssen reden	217
Es ist nicht zu spät	220
Vita	223
Anmerkungen	225

Prolog

Anfang Oktober 2020 sticht in Dresden ein mehrfach vorbestrafter und als »Gefährder« eingestufter Syrer auf zwei Händchen haltende Touristen ein – der eine stirbt, der andere überlebt schwer verletzt. Die beiden Opfer lebten in einer eingetragenen Partnerschaft. Das Motiv des Täters, so die Anklage der Bundesanwaltschaft: Hass auf Ungläubige und Homosexuelle.¹

Am 16. Oktober 2020 wird in einem Pariser Vorort der Mittelschullehrer Samuel Paty auf offener Straße enthauptet. Er hatte in seinem Unterricht Muhammad-Karikaturen gezeigt, weil er mit seinen Schülern über Meinungsfreiheit reden wollte – Grund genug für den 18-jährigen Täter, den Lehrer zu ermorden. Zwei Tage später dann eine weitere schreckliche Tat: Zwei aus Algerien stammende muslimische Frauen werden unter dem Eiffelturm niedergestochen und schwer verletzt. Sie hatten sich bei zwei Hundebesitzerinnen beschwert, dass deren Tiere nicht angeleint waren. Die mutmaßlichen französischen Täterinnen handelten wohl aus rassistischen Motiven: Sie beschimpften die beiden Frauen zuvor als »dreckige Araber«.

In Nizza wird am 29. Oktober eine Frau beim Beten in der Kirche Notre-Dame getötet, ebenso wie der Küster und eine weitere Frau. Der Täter ist ein tunesischer Migrant, der erst wenige Wochen zuvor über die italienische Insel Lampedusa nach Frankreich gekommen war.

Ein Monat, der es in sich hat. Gott sei Dank sind Anschläge dieser Art bisher noch Einzelfälle.

Aber sie sind eine große Bedrohung für die innere Sicherheit: Von den 15 durchgeführten, vereitelten und gescheiterten

Anschlägen in Europa im Jahr 2021 wurden laut Europol elf dem dschihadistischen Bereich zugeordnet. Von den insgesamt 388 Festnahmen mit Verdacht auf Terrorismus in Europa im Jahr 2021 sollen 260 einen dschihadistischen Bezug haben.²

Menschen, die auf Werte wie Meinungsfreiheit und Menschenwürde pfeifen, begehen diese Taten, weil sie denken, dass diese Werte ihrem Glauben widersprechen. Aber es darf nicht sein, dass deshalb andere Menschen verletzt werden oder ihr Leben lassen müssen! Genauso wenig darf es sein, dass durch Taten solcher Extremisten Fremdenhass entsteht oder verstärkt wird, der allen Muslimen und Migranten schadet und ein friedliches Zusammenleben verhindert.

Deshalb müssen wir reden, bevor es zu spät ist. Und viel früher ansetzen als bei der Suche nach potenziellen »Gefährdern«. Jede Tat beginnt im Kopf. Es ist nötig, über die ideologischen Grundlagen zu sprechen, über die scheinbar »kleinen« abwertenden Gedanken, die zu Hass und Gewalt führen können. Gedanken, die abgrenzen und abwerten, sind nicht harmlos.

Wenn wir nicht die Konflikte angehen, die bereits in unserer Gesellschaft schwelen, dann werden wir auch in Zukunft immer wieder solche erschütternden Schlagzeilen lesen müssen. Wir haben also keine Wahl: Entweder wir gehen offensichtliche Probleme an, oder lassen ihnen ihren Lauf, sodass wir spätestens dann über sie reden müssen, wenn sie sich ereignet haben.

Ich weiß, wovon ich rede. Denn ich wuchs selbst in einer strenggläubigen Familie eines führenden arabischen Clans im Sudan auf. Zwei Jahre verbrachte ich in einer Koranschule, in der ich einen tiefen Hass gegenüber Christen und Juden eingimpft bekam. Dieser gipfelte darin, dass ich versuchte, ge-

meinsam mit Freunden einen christlichen Mitschüler umzubringen, nur deshalb, weil er ein Andersgläubiger war. Ich habe erlebt, wie mich mein Vater verstoßen hat, wie ich die Familie verlassen musste, nur weil ich mich später selbst für ein Leben als Christ entschieden habe. Weil ich dadurch unseren Clan entehrt und die Religion beleidigt habe. Das ist lange her. Ich habe seitdem viel gelernt über das Miteinander von Christen und Muslimen, aber auch über falsch verstandene Toleranz gegenüber denen, die unsere freiheitlichen Werte verachten.

Die unterschätzte Rolle der Religion

Seit mehr als 20 Jahren bin ich in Deutschland zu Hause. Obwohl ich mich inzwischen selbst als Leiter eines Instituts mit dem Thema Integration beschäftige, merke ich immer wieder an mir selbst: Meine kulturelle Prägung sitzt tiefer, als ich oft denke. Obwohl ich sehr gerne in Deutschland bin und dankbar, hier zu leben, fühle ich mich in meiner Wahlheimat manchmal noch immer fremd. Integration ist eben nicht erledigt, wenn ich Deutsch spreche. Nein, dann fängt Integration erst an. Wer bin ich denn nun? Ein Deutscher, der eben noch etwas Migrationsgeschichte mitbringt, oder vor allem ein eingewanderter Araber, der jetzt einen deutschen Pass besitzt?

Diese Spannung ist kein Widerspruch, sondern wird bei mir immer eine Realität bleiben, anders als bei meinem Sohn, der hier geboren und aufgewachsen ist. Es gibt Dinge in meinem Leben, die ich nicht so klar sortieren kann. Das Leben in zwei Kulturen ist eine unglaubliche Bereicherung. Aber es kann auch eine große Herausforderung sein. Das merke ich auch, wenn es um die Begleitung von Migranten geht. Mit vielen stehe ich in Kontakt und weiß: Selbst wenn man einen

deutschen Pass besitzt, ist die Sache mit der Integration nicht erledigt: Manche, die bereits seit Jahrzehnten hier wohnen, sind innerlich immer noch nicht angekommen.

Wir Migranten haben zwei Dinge, die uns sehr wichtig sind: unsere Religion und unsere Kultur. Und mit Kultur meine ich nicht unser Essen oder unsere Musik, sondern das, was uns im Innersten prägt, was uns ausmacht, unsere Identität, unsere Werte und Normen. Auch wenn viele säkulare Menschen hierzulande mit Religion nur noch wenig anfangen können und diese als Privatsache gilt – für zahlreiche Migranten ist Religion nicht nur eine Facette ihres Lebens. Ihr Glaube durchdringt alle Lebensbereiche, er ist das Zentrum des Lebens. Diesen hohen Stellenwert der Religion, der oft eng mit der Kultur verbunden ist, unterschätzt die deutsche Mehrheitsgesellschaft meiner Ansicht nach häufig. Die allermeisten Migranten aus dem orientalischen Kulturkreis – egal ob Muslime oder Christen – sind religiös erzogen worden. Religiöse Prägungen sitzen sehr tief und haben starken Einfluss auf ihr Denken und Handeln. Das gilt auch für Menschen, die sich selbst als nicht allzu gläubig bezeichnen – die Prägung geschieht oft auch unterbewusst. Hinzu kommt, dass viele der Flüchtlinge hautnah religiöse Konflikte erlebt haben und für sie auch deshalb Religion eine völlig andere Rolle spielt als für jemanden aus Deutschland, der religiöse Konflikte nur aus dem Geschichtsbuch kennt. Wenn jemand aus dem Irak flieht, weil sein Vater von IS-Terroristen getötet wurde, oder wenn jemand in einer sunnitischen Widerstandsgruppe gegen Assad für seinen Glauben gekämpft hat oder vor dem türkischen Präsidenten Erdoğan geflohen ist, weil er Gülen-Anhänger ist, dann hat Religion für diesen Menschen einen großen Stellenwert und eine sprichwörtlich existenzielle Bedeutung. Das können wir als Mitglieder der

Mehrheitsgesellschaft zwar ignorieren, aber die damit verbundenen Themen werden unsere Gesellschaft dennoch beschäftigen.

Glaube per se ist kein Integrationshindernis. Doch manche religiösen Überzeugungen stehen im Gegensatz zu unseren Werten – und darüber müssen wir reden.

Alles Bemühen darum, dass Menschen in unserer Gesellschaft ankommen, ist und bleibt Stückwerk, wenn wir nicht über die Einstellungen und Prägungen reden, die Integration erschweren oder sogar unmöglich machen.

Als evangelischer Theologe möchte ich nicht die bereits bestehenden Gräben vertiefen, sondern ein Brückenbauer zwischen den Religionen sein und zwischen den Kulturen vermitteln. Mein Ansatz gegenüber Muslimen ist Wertschätzung und nicht Abrechnung. In jeder Muslima sehe ich meine Schwester, in jedem Muslim meinen Cousin oder meinen Vater, den ich so schmerzlich vermissen.

Und gerade deshalb scheue ich nicht davor zurück, in diesem Buch meinen Finger in einige Wunden zu legen: Wir müssen Denkblockaden beiseiteschieben und über alles reden, was Menschen daran hindert, mental hier anzukommen. Auch wenn das bedeutet, dass manche gängige Interpretation des Islams hinterfragt wird.

Wenn wir das nicht machen, scheitern alle Integrationsbemühungen – aus einem Miteinander wird ein Nebeneinander. Es entstehen Parallelgesellschaften, in denen Menschen leben, die kaum etwas verbindet, außer, dass sie im selben Land wohnen.

Dieses Buch soll keine wissenschaftliche Abhandlung sein, sondern will anregen, sich mit religiösen und kulturellen In-

tegrationsblockaden zu beschäftigen und dadurch einen ehrlichen und ergebnisorientierten Dialog zu beginnen – ein Gespräch über Glauben und Werte, die uns wichtig sind. Nur so kann ein Miteinander gelingen, ein »Wir-Gefühl« entstehen.

Es könnte sein, dass manche der Fragen, die ich stelle, auch von Menschen mit ausländerfeindlicher oder muslimfeindlicher Gesinnung aufgegriffen werden. Deshalb sage ich an dieser Stelle klar, dass ich mit solchen Einstellungen nichts zu tun habe – im Gegenteil! Ich distanzieren mich vehement davon.

Der entscheidende Unterschied: Jene sind grundsätzlich gegen Migranten beziehungsweise gegen den Islam. Mir jedoch geht es einzig und allein um Gedankengut, das nicht mit den Menschenrechten und dem Grundgesetz vereinbar ist und das unsere Gesellschaft zu spalten droht.

Ich sehe jeden Menschen als Ebenbild Gottes an – und ich wertschätze ihn.

Integration ist nicht nur ein Thema für Experten, sondern sie betrifft uns alle: Schließlich geht es um nicht weniger als um unsere gemeinsame Zukunft. Integration ist kein Kurzstreckenlauf, sondern ein Marathon. Lassen Sie uns loslaufen!

Themen, über die wir reden müssen

1.

Integration ist mehr als Deutsch lernen

»Bitte erzähl mir von Europa!« – Immer, wenn mein Onkel von einer Geschäftsreise aus England oder der ehemaligen DDR zu uns nach Khartum zurückkam, drängte ich ihn dazu, mir von seinen Erlebnissen zu berichten. »Später, später«, sagte er dann in einem vielsagenden Ton und wartete, bis mein Vater aus dem Zimmer ging und wir allein waren. Dann schloss er die Tür und erzählte mir Geschichten von der fernen westlichen Welt, die so völlig anders war als das Leben im Sudan und als alles, was ich damals als Jugendlicher für selbstverständlich hielt. Davon, dass sich dort Pärchen in aller Öffentlichkeit auf der Straße küssen, in jedem Supermarkt Alkohol verkauft wird, Männer und Frauen unbekleidet zusammen in Saunen schwitzen und es in Rotlichtvierteln ganze Straßen voller Bordelle gibt.

Durch die Erzählungen meines Onkels sowie meine religiöse und kulturelle Prägung entstand in mir ein sehr negatives Bild des »dekadenten Westens«. Ich schaute auf die westliche Gesellschaft herab und fühlte mich moralisch überlegen. Zugleich war ich von den wohlhabenden, besser entwickelten Industrieländern des Westens fasziniert und wäre gerne selbst dorthin gereist.

Wenn ich mit meiner damaligen Einstellung nach Deutschland gekommen wäre, hätte ich große Schwierigkeiten gehabt, hier anzukommen. Bereits am Anfang, wenn ich in die

Flüchtlingsunterkunft gekommen wäre, hätten meine Probleme begonnen. Ich stelle mir vor, wie ich als arabischsprachiger sunnitischer Muslim vielleicht mein Zimmer mit einem schiitischen Muslim aus dem Iran hätte teilen müssen oder einem Türken, dessen Vorfahren uns Araber kolonialisiert haben. Oder noch schlimmer: einem christlichen Südsudanese, den ich in meiner Heimat bekämpft habe. Das wäre eine enorme Zumutung und Herausforderung für mich gewesen.

Meine ersten Kontakte mit der Mehrheitsgesellschaft wären mir wohl auch nicht leichtgefallen: Sehr gewöhnungsbedürftig wäre für mich als streng konservativ sozialisierter, muslimischer Mann ein Integrationskurs gewesen, in dem eine Frau unterrichtet.

Wahrscheinlich hätte ich mich innerlich, aber auch äußerlich von der deutschen Gesellschaft abgegrenzt und mir eine arabischsprachige Moschee gesucht, mit einem Imam, der eine ähnliche Prägung hat wie ich. Diese hätte ich so oft wie möglich besucht und mich dort mit meinen Glaubensgeschwistern getroffen. Der Weg in die Parallelgesellschaft wäre einfach der bequemste gewesen. Berührungspunkte mit der Mehrheitsgesellschaft hätte es kaum gegeben.

Außerdem hätte meine Familie, die keine Ahnung von dieser Gesellschaft und diesem Leben hat, mich durch Videoanrufe kontrolliert. Die arabischsprachigen Satellitenfernseher hätten das Ihre dazu beigetragen, dass ich mental in meiner ursprünglichen Welt geblieben wäre.

Eine Einladung der deutschen Nachbarsfamilie hätte mich verunsichert und auch etwas gestresst, weil ich nicht gewusst hätte, was mich erwartet: Sind die Wohnzimmer geschlechtergetrennt? Ist das Essen halal, also nach islamischen Vorgaben zubereitet? Soll ich bei der Begrüßung tatsächlich einer Frau die Hand geben und ihr dabei in die Augen schauen? Ist

es in Deutschland üblich, die Schuhe vor der Tür auszuziehen? Und: Gibt es auf der Toilette nur Kloppapier oder auch Wasser, das ich zur Reinigung verwenden kann?

Nicht jeder Migrant ist so sozialisiert, wie ich es damals war. Aber zahlreiche Zugewanderte bringen ebenfalls kulturell-religiöse Hürden unterschiedlichster Art mit, die einer gelungenen Integration im Weg stehen. Diese kann man überwinden oder mit ihnen umgehen lernen – wenn man es will.

Wenn manche Deutsche denken, dass alle Migranten, die hierherkommen, viel aufzuholen und zu lernen haben, was die Emanzipation der Frau, den ungezwungenen Umgang der Geschlechter oder die Akzeptanz von Homosexualität angeht, irren sie sich. Erstens gibt es sehr wohl Menschen aus dem islamischen Kulturkreis, die mit diesen Themen überhaupt kein Problem und keinen »Aufholbedarf« haben. Andere sind genau deshalb nach Europa geflohen, weil sie diese Werte in ihrem Heimatland vermisst haben. Andererseits gibt es auch diejenigen, die ihre Einstellungen gar nicht ändern wollen. Aus meiner damaligen Sicht als konservativer Muslim und Anhänger der Muslimbrüder wäre es sogar andersherum gewesen: Ich wäre überzeugt gewesen, dass die Menschen hier von Werten des Islams und seiner Ethik profitieren können und deshalb nicht ich mich zu verändern habe, sondern diese Gesellschaft.

Obwohl Integration keine Assimilation ist und kaum jemand erwartet, dass alle Einwanderer Spätzle, Karneval oder Weizenbier mögen müssen: Jede Integration erfordert eine gewisse Anpassung. Und dieses kleine Maß an Assimilation sorgt bei vielen Menschen, die hierherkommen, für Bauchschmerzen. Ich bedauere, dass manche meiner muslimischen Freunde bei einigen Alltagsfragen in diesem Konflikt stehen – mein Glaube oder diese Kultur? Dies gilt es zu thematisieren.

Integration heißt »Erneuerung«

Das Wort »Integration« ist ein schwammiger Begriff. Alle reden davon, ohne genau zu sagen, was Integration für sie bedeutet. Integrieren kann sich niemand, der die deutsche Sprache nicht beherrscht. Denn sie sorgt dafür, dass derjenige auch im Arbeitsmarkt »integriert« sein kann.

Ein Job und Sprachkenntnisse allein reichen aber nicht aus, um integriert zu sein. Einen solchen »Integrations-Automatismus« gibt es nicht. Leider gab sich der Staat und die Mehrheitsgesellschaft jahrzehntelang mit dieser oberflächlichen Integration zufrieden und dachte, dass integriert ist, wer arbeitet, vielleicht sogar ein eigenes Haus baut und rechtschaffen ist. Das Dumme ist: Mit der Zeit entstanden Parallelgesellschaften, die heute ein fatales Signal für alle Neuzugewanderten aussenden: Du kommst auch ohne kulturelle Integration – vielleicht sogar ohne Sprachkenntnisse – hier zurecht.

Integration ist aber viel mehr, als Neuzugezogenen Deutsch und einen Job zu vermitteln. »Integration« stammt vom lateinischen Wort »integratio«, was »Erneuerung« oder auch »Wiederherstellung eines Ganzen« heißt. Für beide, die Neuankömmlinge und Alteingesessenen, braucht es ein Stück Veränderung und Umdenken, damit sie zusammen ein neues Ganzes bilden können.

Davon träume ich, und davon rede ich in dem Buch, wenn ich von »uns« und »wir« spreche: dass Normen und Werte uns als Gesellschaft zusammenhalten, die über die Grenzen der Hautfarbe, Religion und Herkunft hinausreichen. »Wir« ist also nicht ausschließend gemeint, sondern schließt alle ein, die diese Überzeugungen teilen.

Es braucht Selbstreflexion im Denken der Einwanderer

Viele Migranten haben sich ausgiebig darüber informiert, was die beste Route ist, um nach Deutschland zu kommen. Auch wenn sie gezwungen waren zu fliehen, haben sie sich bewusst dafür entschieden, nach Europa zu ziehen und dafür oft ihren gesamten Besitz Schlepfern überlassen. Für viele war Deutschland das Traumland, das Ziel ihrer Reise. Aber nun, da sie hier wohnen, müssen sie sich darüber Gedanken machen, wie sie innerlich ankommen. In diese Überlegungen schließe ich mich ein: Wir selbst sind gefragt. Ein Integrationskurs bringt nichts, wenn die Bereitschaft fehlt, sich auch mental ganz auf die neue Umgebung einstellen und eigene Prägungen hinterfragen zu wollen. Jede Veränderung ist anstrengend, aber ich weiß: Der Aufwand, sich auf die neue Kultur einzulassen, lohnt sich.

Aber er verlangt ein hohes Maß an Selbstreflexion: Zwar verließen viele von uns ihre Heimat auch deshalb, weil sie sich in ihrem Land nicht entfalten konnten. Aber hier angekommen halten sie an manchen Verengungen und religiösen Denkweisen fest, die – wenn sie ehrlich sind – damals ein Fluchtgrund für sie waren. Sie litten zum Beispiel darunter, dass es keine Meinungsfreiheit gab – und fühlen sich nun verletzt, wenn ihre Kinder ihnen auch einmal widersprechen oder mit ihnen diskutieren. Statt dadurch die eigene Autorität infrage gestellt zu sehen, könnten sich Väter in solchen Situationen auch freuen, dass ihre Töchter und Söhne sich ihre eigenen Gedanken machen und eine eigene Meinung entwickeln. Sie beschwerten sich vielleicht, dass sie keine Chance hatten, sich in ihrem Herkunftsland politisch zu entfalten – aber anstatt in Deutschland politisch oder gesellschaftlich aktiv zu werden, diskutieren sie nur weiter über die politische

Situation in Kairo oder Kabul, die sie hinter sich gelassen haben.

Viele bleiben in der Vergangenheit stecken, statt die Gegenwart anzugehen. Doch so werden sie keine bessere Zukunft gestalten.

Ich selbst komme aus einer Tradition, in der Frauen nur mit männlichen Verwandten das Haus verlassen dürfen und in der eine Frau die Ehre der Familie hochhalten muss. Ich habe mich von diesen Ansichten schon längst bewusst verabschiedet, aber ich muss immer wieder aufpassen, dass ich meine Töchter nicht überbeschütze, sondern ihnen die Freiheit gebe, die sie brauchen – auch wenn das vielleicht bedeutet, dass meine Zwillinge nach dem Abitur ein Jahr im Ausland ohne mich verbringen –, eine Vorstellung, die mir ehrlich gesagt immer noch schwerfällt. Mir ist wichtig, dass ich ihnen beibringe, wie sie verantwortungsvoll mit ihrer Freiheit als junge Erwachsene umgehen. Der Rest liegt sowieso nicht mehr in meiner, sondern in Gottes Hand.

Nur wenn ich selbstkritisch meine Werte hinterfrage, kann ich entscheiden, was ich meinen Kindern an Werten mitgeben will und wo ich in der Erziehung bewusst einen anderen Weg einschlage, als ich es selbst erlebt habe. Eine solche Reflexion ist für alle Eltern wichtig – aber besonders für Mütter und Väter, die zwischen zwei Kulturen vermitteln müssen.

Es braucht Veränderung im Denken der Einheimischen

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Mehr als ein Viertel der Menschen in Deutschland – rund 22,3 Millionen – haben einen sogenannten Migrationshintergrund. Das bedeutet, sie selbst oder mindestens ein Elternteil besaßen nicht von Geburt an die deutsche Staatsangehörigkeit.³

Wenn eine Gesellschaft »Ja« zur Einwanderung sagt, bedeutet dies auch immer ein »Ja« zur Veränderung. In den 1960er-Jahren hat die damalige Bundesregierung Anwerbeabkommen vereinbart und sich damit bewusst entschieden, Gastarbeiter ins Land zu holen, was bis heute gesellschaftliche Konsequenzen hat. Migranten sind keine unbeschriebenen Blätter, sondern Menschen mit einer Geschichte und einer Prägung. Wenn sich ein Land dazu entscheidet, sie aus wirtschaftlichen oder humanitären Gründen aufzunehmen, ist damit auch die Pflicht verbunden, sich um die eingewanderten Menschen und ihre Bedürfnisse zu kümmern und klar zu kommunizieren, was man unter einer gelungenen Integration versteht.

Manche Einheimische fühlen sich überrumpelt von den fast zwei Millionen Migranten, die seit 2015 hierherkamen.

Eine Versicherungsgesellschaft hat 2021 Deutsche gefragt, was ihnen Angst macht. 43 Prozent der Befragten haben Angst vor »Spannungen durch Zuzug von Ausländern« und 45 Prozent vor »Überforderung des Staates durch Flüchtlinge«. ⁴ Diese Ängste dürfen Politiker nicht ignorieren oder sie als unbegründet abwiegeln. Sie müssen ernst genommen werden, denn sie stehen dem entgegen, dass Migranten und die Mehrheitsgesellschaft zu einem Ganzen zusammenfinden.

Das Verhältnis des Staates zur Religion

Wenn ich mit Bundestagsabgeordneten über die Rolle der Religion bei Integrationsfragen rede, verweisen diese oft auf die Neutralität des Staates gegenüber der Religion nach dem Motto: Da dürfen wir uns als Politiker nicht einmischen.

Natürlich bin ich auch dafür, dass der Staat sich den Religionen gegenüber neutral verhält. Aber der Staat trägt auch eine Verantwortung für ein friedliches Zusammenleben. Spätestens wenn es zu religiös legitimierten Straftaten kommt oder die Ausübung der Religionsfreiheit mit anderen Grundrechten kollidiert – beispielsweise, wenn ein strenges Ramadanfasten von jüngeren Schülern das Kindeswohl verletzen kann und negative Auswirkungen auf deren Konzentration und Gesundheit hat –, kann und darf der Staat die Rolle der Religion nicht mehr ignorieren.

Ich bin froh, dass der deutsche Staat ein positives Verhältnis zur Religion hat und nicht wie Frankreich als laizistischer Staat diese aus dem öffentlichen Leben verbannt. Denn Religion ist ein Grundbedürfnis des Menschen, das nicht unterdrückt werden darf. Wenn der Staat sich in einer positiven Form einmischt und beispielsweise Religionsunterricht an Schulen und eine Ausbildung von Theologen an Universitäten erlaubt, erhält Religion ihren Platz in der Öffentlichkeit. Wo Religion aus der Öffentlichkeit verdrängt wird, hat der Staat keinen Einfluss mehr auf die religiösen Akteure, das religiöse Leben spielt sich in Hinterhöfen ab. Parallelgesellschaften werden befördert.

Alles, was zu einem guten Zusammenleben beiträgt, wie das soziale Engagement und das friedensfördernde Potenzial von Religion, sollten Regierungen unterstützen. Auf der anderen Seite sollten aber da klare Grenzen gezogen werden, wo religiöse Ansichten einem guten Miteinander im Wege stehen.

2.

Gesellschaftliche Polarisierung überwinden wir, indem wir sachlich und ohne jegliches Tabu miteinander reden

Vor einiger Zeit hielt ich einen Vortrag vor europäischen Abgeordneten. Als Leiter eines Instituts für Islamfragen und Integration lag es nahe, dass ich genau über diese Themen sprach. Ich begann meine Rede damit, dass es meiner Erfahrung nach für Migranten nicht immer leicht ist, sich in die deutsche Gesellschaft zu integrieren – vor allem für Menschen, die aus mehrheitlich muslimischen Ländern kommen. Dies liege auch an den religiösen und kulturellen Unterschieden, sagte ich. Aber bevor ich überhaupt näher auf diese Unterschiede eingehen konnte, rief mir eine Abgeordnete zu: »Wir wussten gar nicht, dass wir einen Rechtspopulisten eingeladen haben!«

Durch diese Äußerung hatte ich den Eindruck, dass mich diese Parlamentarierin kurzerhand in eine Schublade gesteckt hatte. Es schien so, als würde ihre Meinung bereits feststehen. Eine sachliche Auseinandersetzung mit meinen Argumenten war für sie wohl nicht mehr nötig. Dürfen wir religiös oder kulturell begründete Probleme bei der Integration nicht ansprechen, weil das nicht in unser Weltbild passt? Das fände ich sehr bedenklich. Abgesehen davon ist es geradezu ironisch, mich als Migranten mit Fluchterfahrung als Rechtspopulisten zu bezeichnen. Ich, der ich tagtäglich kaum etwas anderes mache, als mich für die Integration von anderen

Migranten einzusetzen. Aber dieses Erlebnis zeigt, wie sehr unsere Debattenkultur durch Denkverbote eingeschränkt wird.

Die Frage, wie man zum Islam steht, scheint die neue Gretchenfrage Europas zu sein. Dabei scheint es nur zwei Extreme zu geben: Entweder man hält alles, was mit dieser Religion zu tun hat, für bereichernd und gut. Oder man sieht im Islam ausschließlich eine Bedrohung der eigenen Kultur und Werte und ist überzeugt, dass sich der Islam nicht mit westlichen Werten vereinbaren lässt. Ich habe den Eindruck: Eine vermittelnde Position, wie ich sie versuche einzunehmen, die sich um das friedliche Zusammenleben der Kulturen und Religionen bemüht und sich dabei nicht scheut, problematische Dinge anzusprechen, ist bei Vorträgen und in Diskussionen oft nicht gefragt.

Wer den Islam kritisiert, auch wenn er dies auf eine konstruktive und respektvolle Weise macht, wird häufig als islamfeindlich, »islamophob«, oder – noch schärfer – als »antimuslimischer Rassist« bezeichnet. Anscheinend ein effektives Mittel, um Vertreter unliebsamer Meinungen zum Schweigen zu bringen. Dadurch wird der Spielraum für das, was öffentlich gesagt werden darf, eingeschränkt. Laut einer Allensbach-Umfrage sind 59 Prozent der Befragten der Meinung, dass es heikel sei, über Muslime beziehungsweise den Islam zu sprechen.⁵ Doch wenn man in der Öffentlichkeit nicht über heikle Themen spricht, heißt das nicht, dass die Probleme gelöst sind – sie gären im Verborgenen weiter. Und darüber gesprochen wird dennoch – wenn nicht offen, dann eben an Stammtischen oder in der Anonymität des Internets.

Ich finde es tragisch, dass wir in dieser Gesellschaft, die durch ihre Aufklärung und ihre Denker berühmt geworden ist, beim Islam und Integrationsfragen eine Tabuzone betre-

ten und sachliche Diskussionen nur selten möglich sind. Es geht anscheinend nicht mehr um gute Argumente und um den Wunsch, Lösungen für Probleme zu finden, sondern allein um das Aufrechterhalten des eigenen Weltbildes.

Oft höre ich von Herkunftsdeutschen: »Du hast es gut, du kannst kritisch über Islamthemen reden, uns ist das nicht möglich.« Sie spielen damit auf meine Hautfarbe und meine sudanesishe Herkunft an. Darf ich über bestimmte Themen nur sprechen, wenn ich dazu farblich und von meinem »Migrationshintergrund« her qualifiziert bin? Das wäre eine Katastrophe – und gegenüber allen anderen Menschen, die keinen Migrationshintergrund haben, sehr diskriminierend.

Einige Bundespolitiker sagten mir: »Mit Ihren Argumenten haben Sie ja recht, aber das können wir so nicht öffentlich sagen, diese Position vertreten auch Rechtspopulisten.« Heißt das, dass man Probleme nicht mehr ansprechen darf, aus Angst, dass man Beifall von der »falschen« Seite bekommt?

Ich bin mir sicher: Rechtspopulisten würden nicht so viel Zulauf erhalten, wenn sich die Politik und die Gesellschaft intensiver den Problemen widmen würde, die mit einem konservativen oder politischen Islam verbunden sind, statt diese kleinzureden oder als nicht existent darzustellen.

Deshalb: Faire und sachliche Islamkritik muss möglich sein. Lasst uns Probleme offen und ehrlich ansprechen. Nur so können wir sie angehen.

Diskriminierung und Rassismus

Seit vielen Jahren gibt es eine breite Diskussion über Rassismus in unserer Gesellschaft. Ich persönlich habe seit meiner Ankunft in Deutschland im Jahr 1999 noch nie direkten Rassismus erlebt. Dies liegt auch daran, dass ich in ein generell wohlwollendes Umfeld kam: Meine deutsche Frau, viele Freunde und die arabisch-evangelische Gemeinde in Stuttgart erleichterten mir den Start in der neuen Kultur immens. Auch mein Theologiestudium in Korntal und der dortige freundschaftliche Umgang, den ich mit meinen Dozenten und Kommilitonen hatte, halfen mir, hier Fuß zu fassen.

Aber das bedeutet nicht, dass andere Migranten Diskriminierung nicht hautnah und bitter erlebt haben und erleben! Freunde von mir mit fremd klingenden türkischen oder arabischen Namen haben die Erfahrung gemacht, dass sie bei der Wohnungssuche benachteiligt werden. Und sie sind damit nicht allein, wie Studien zeigen.⁶

Warum wirken fremd klingende Namen scheinbar abschreckend und führen zu Diskriminierung? Zuerst einmal scheint es ein Reflex zu sein, dass Fremdes oft als Bedrohung wahrgenommen wird, oder zumindest ein Unwohlsein hervorruft. Zusätzlich dazu glaube ich, eine große Rolle spielen auf der einen Seite negative Erfahrungen, die Deutsche mit Zuwanderern gemacht haben, und kulturelle Unwissenheit auf der anderen Seite. Wenn ein Migrant, der in einer Flüchtlingsunterkunft lebt, in den Nachbargarten geht und sich dort mit seinen Freunden auf die Wiese setzt, hat er – möglicherweise ohne es zu wissen – bereits eine Grenze überschritten und es kommt zu Ärger. Hier braucht es eine kulturelle Sensibilisierung, damit es zu solchen alltäglichen Konflikten gar nicht

erst kommt. Ein weiteres Problem ist die Sprachbarriere, durch die Missverständnisse schon vorprogrammiert sind. Und Vorurteile oder Pauschalisierungen wie: »Alle Ausländer sind kriminell.« Ja, in den Gefängnissen ist der Prozentsatz von Menschen ohne deutschen Pass überdurchschnittlich hoch. Aber dennoch lebt die überwältigende Zahl der Migranten gesetzeskonform.

Ich plädiere dafür, bei der eigenen Wortwahl immer zu überprüfen, ob der Begriff »Diskriminierung« die Situation nicht besser trifft als »Rassismus«. Rassismus ist ein starker Begriff. Wir sollten vorsichtig mit ihm umgehen. Mit Blick auf unsere Geschichte gibt es kaum etwas Schlimmeres, als jemanden als Rassisten zu bezeichnen. Man sollte sich solche Verurteilungen für tatsächliche rassistische Einstellungen aufheben, statt vorschnell und inflationär vieles als »rassistisch« zu brandmarken.

Immer wieder, wenn ich in einem Zug nach Paris oder Zürich sitze, kommt die Grenzpolizei und will von mir als Einzigem im Abteil den Pass sehen. Fühle ich mich in solchen Situationen unwohl? Absolut! Sehe ich hinter dem Verhalten der Kontrolleure latenten Rassismus? Nein.

Wenn Polizisten auf der Suche sind nach Menschen, die illegal einreisen, liegt es aus ihrer Sicht nahe, aus Zeitgründen nur die Menschen zu kontrollieren, die offensichtlich einen Migrationshintergrund haben und die europäisch aussehenden Reisenden außen vor zu lassen. Ich mache mir klar, dass die Beamten auch nur ihren Job erledigen müssen und entscheide mich bewusst, mich nicht zu schnell als Opfer zu sehen. Von einer Passkontrolle lasse ich mir nicht den Tag verderben.

Woher kommst du?

Ich lebe seit 20 Jahren in Deutschland und werde dennoch regelmäßig gefragt, woher ich komme. Ich kann verstehen, dass vor allem junge Menschen, die hier geboren wurden, aber nicht danach aussehen, von dieser Frage genervt sein können – wenn sie immer erklären müssen, dass ihre Mutter aus dem Senegal oder ihr Vater aus dem Sudan kommt. Für sie entsteht der Eindruck, dass sie – bloß, weil sie ein anderes Aussehen haben – von manchen Deutschen nicht als ebenbürtig wahrgenommen werden. Ich kann das verstehen. Aber ich bin total dagegen, die Frage nach der Herkunft zu tabuisieren. Wichtiger ist, WIE man nach der Herkunft gefragt wird. Nur äußerst selten kommt es vor, dass mir mit dieser Frage eine Welle von Ablehnung entgeschwappt und ich vermuten muss, dass tatsächlich eine rassistische Motivation hinter der Frage steckt. Wenn mich zum Beispiel eine ältere Frau im Gespräch irgendwann fragt, aus welchem Land ich komme, dann ist das für mich ein Zeichen von Interesse, ja sogar Wertschätzung, und ich antworte ihr sehr gerne. Mir ist es lieber, dass ich angesprochen werde und Fragen beantworten kann, als dass jemand mit tausend offenen Fragen im Kopf nach Hause geht und sich seine eigenen Gedanken macht. Denn wenn wir schweigen und nur übereinander statt miteinander reden, dann entsteht er tatsächlich: der Eindruck, sich fremd zu fühlen, und eine Chance der Begegnung ist vertan. Bei einem Herkunftsdeutschen macht sich dann vielleicht die Angst vor Überfremdung breit. Ein Migrant fühlt sich wahrscheinlich unwohl, wenn er auch noch nach Jahrzehnten als Fremder wahrgenommen wird.

Ich bin fest davon überzeugt: Vor Rassismus ist niemand sicher. Rassistische Denkweisen können in jedem Menschen vorhanden sein. Als gebürtiger Nordsudanese habe ich früher die Südsudanesen gehasst, und auf andere sudanesischen Volksgruppen wie die Dinka herabgeschaut, die schwärzere Haut hatten als ich.

Bevor wir andere Rassisten nennen, sollten wir uns selbst fragen: Wie gehe ich mit anderen Menschen um? Jeder von uns muss seine Hausaufgaben machen, sich selbst, seine Motive und Denkweisen prüfen. Und jeder entscheidet täglich neu, wie er sich gegenüber seinem Nachbarn verhält.

Wenn wir nicht an unseren eigenen Einstellungen etwas verändern, werden Menschen weiterhin ungleich behandelt und abgewertet werden. Der Glaube an Gott kann helfen, allen Menschen mit Wertschätzung zu begegnen. Wenn ich davon überzeugt bin, dass jeder Mensch Gottes Ebenbild ist – unabhängig von der Hautfarbe, Religion oder Bildung –, dann habe ich eigentlich keine andere Wahl, als jeden zu respektieren.

3.

Kritik am Koran und dem islamischen Propheten dürfen kein Tabu sein

Da es in diesem Kapitel um heiße Eisen geht, wie kritische Anfragen an den Umgang mit dem heiligen Buch der Muslime und ihrem Propheten, ist es an dieser Stelle besonders wichtig, zwischen Muslimen als Menschen und dem Islam zu unterscheiden. Deshalb an dieser Stelle ein paar grundlegende Begriffsklärungen: Muslime sind keine homogene Gruppe, sondern vielfältige Individuen, die man nicht über einen Kamm scheren kann und die auch nicht als »die Muslime« unter irgendeinen Generalverdacht gestellt werden sollten.

Nach Berechnungen der Studie »Muslimisches Leben in Deutschland 2020« leben in Deutschland aktuell zwischen 5,3 und 5,6 Millionen muslimische Religionsangehörige mit Migrationshintergrund^a aus einem muslimisch geprägten Herkunftsland. Das entspricht knapp sieben Prozent der Gesamtbevölkerung. Seit 2015 ist die Zahl der muslimischen Religionsangehörigen damit um rund 0,9 Millionen Personen gestiegen.⁷

Diese vielen unterschiedlichen Menschen interpretieren und leben ihre Zugehörigkeit zu ihrer Religion, dem Islam, sehr unterschiedlich. Grundsätzlich ist das durch die Religionsfreiheit geschützt. Davon zu unterscheiden ist der Islam als politisches System, der weit über persönliche Ansichten und die private Religionsausübung hinausgeht, da er die Gesell-

a Eine Person hat einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde.

schaft nach Vorstellungen des islamischen Rechts verändern will. Den Islam als politisches System kritisiere ich. Dazu zähle ich den Islamismus. Eine Keimzelle des Islamismus ist die Muslimbruderschaft, für die der Islam nicht nur Religion (din), sondern auch Staat (dawla) darstellt. Ihr Ziel ist nach Aussagen ihres Gründers, Hassan al-Bannā (1906–1949), eine islamische Gesellschaft und einen islamischen Staat mit der Scharia als Rechtsform aufzubauen. In Deutschland hat laut Bundesverfassungsschutz die Deutsche Muslimische Gemeinschaft »enge strukturelle und ideologische Verbindungen« zur Muslimbruderschaft.⁸

Diese sogenannten legalistischen Strömungen in der Tradition der Muslimbruderschaft wenden keine Gewalt an, sondern versuchen mit rechtsstaatlichen Mitteln wie politischer und gesellschaftlicher Einflussnahme langfristig Politik und Gesellschaft so zu verändern, dass sie mit ihrem Islam-Verständnis übereinstimmen.⁹

Auch die Salafisten zählen zum Spektrum des Islamismus. »Der Salafismus ist eine islamistische Ideologie und zugleich eine extremistische Gegenkultur mit einem abgrenzenden Lebensstil«, heißt es im Verfassungsschutzbericht. Die Salafisten, zu denen sich rund 12 000 Personen in Deutschland zählen, sehen sich als die einzigen »wahren Muslime« und betonen, dass sie nur dem Koran und dem Vorbild Muhammads und nicht der islamisch-theologischen Tradition folgen. Sie heißen Salafisten, weil sie ein Leben wie die Gefährten Muhammads (salaf) aus dem siebten Jahrhundert führen wollen und kleiden sich deshalb auch dementsprechend. Beispielsweise tragen die Männer einen langen Vollbart bei rasierter Oberlippe. Diese strengen islamischen Vorschriften, die das Alltagsleben bis ins Detail prägen, sprechen vor allem Menschen an, die sich nach Orientierung, Lebenssinn und

klaren Regeln sehen. Der Salafismus hat auch eine politische Komponente, da beispielsweise Demokratie und menschengemachte Gesetze abgelehnt werden, weil sie die Souveränität Allahs infrage stellen.

Salafisten laden aktiv zum Islam ein und predigen auf Deutsch, was sie für viele Konvertiten zum Islam attraktiv macht – und gleichzeitig zeigt, dass einfach nur auf Deutsch zu predigen, wie es oft bei Integrationsdebatten gefordert wird, nicht ausreicht, um integrativ zu wirken. Es kommt bei Predigten vor allem auf den Inhalt an – auch wenn Muslime diesen natürlich besser hinterfragen können, wenn sie ihn überhaupt verstehen. Nach wie vor bildet der Salafismus mehrheitlich den ideologischen Unterbau für eine kleine Zahl von gewaltbereiten »Dschihadisten«, wie auch der Verfassungsschutz bestätigt.¹⁰ Dies heißt nicht, dass alle Salafisten Gewalt anwenden, aber ihre Ideologie ist nahezu identisch mit der von Dschihadisten. Auch »friedliche« Salafisten, die sich gegen Terrorismus positionieren und nicht offen zur Gewalt aufrufen, schließen religiös legitimierte Gewalt nicht grundsätzlich aus, sondern haben nur unterschiedliche Auffassungen darüber, unter welchen Voraussetzungen Gewalt angewendet werden darf. »Das erklärt auch, weshalb der Übergang vom Salafismus zum Dschihadismus so fließend ist«, so der Verfassungsschutz.¹¹ Um es kurz zu sagen: Nicht jeder Salafist verübt Anschläge, aber fast jeder islamistisch motivierte Anschlag kann auf Täter zurückgeführt werden, die aus dem salafistischen Spektrum stammen oder zumindest einen Bezug zum Salafismus haben.^b

b Vgl. die Aussage des ehemaligen Verfassungsschutz-Präsidenten Heinz Fromm (2011): »Nicht jeder Salafist ist ein Terrorist; aber jeder uns bekannte Terrorist war irgendwann einmal in salafistischen Zusammenhängen unterwegs.«, siehe u. a. »Verfassungsschutz: Koran-Verteilung ist Propaganda«, *Die Welt* vom 13. April 2012; <https://www.welt.de/politik/deutschland/article106179527/Verfassungsschutz-Koran-Verteilung-ist-Propaganda.html>

Die knapp 30 000 Islamisten, die legalistischen ebenso wie die Salafisten, die im Visier des Verfassungsschutzes stehen, sind eine sehr kleine Gruppe unter den Muslimen. Aber das bedeutet nicht, dass sie wenig Einfluss haben. Denn über sie hinaus gibt es zahlreiche Gläubige, die ebenfalls mit deren Gedanken sympathisieren und sich eine Gesellschaft wünschen, die auf der Scharia basiert. Diese so geprägten Gläubigen sind der »Pool, aus dem Islamisten fischen«, wie Ahmad Mansour es nennt. Und sie stehen einer umfassenden Demokratie und manchen Menschenrechten sehr kritisch gegenüber, wenn diese islamischen Überzeugungen widersprechen.

Eine solche Haltung findet sich auch in manchen Moscheegemeinden und Gruppen, die zum Teil nicht nur die religiöse Erbauung ihrer Gläubigen fördern, sondern auch einen Gegenentwurf zur westlichen Gesellschaft propagieren – beispielsweise indem sie Frauen vermitteln, dass sie allein mit Kopftuch als wahrhaft muslimisch und ehrenhaft gelten, oder in ihren Veranstaltungen eine strenge Geschlechtertrennung praktizieren.

Zur großen Mehrheit in Deutschland gehören die »stillen Muslime«, die gut integriert sind und unsere Werte und das politische System nicht verändern wollen, weil sie es zutiefst bejahen und mit dem Leben hierzulande zufrieden sind. Dies sollte niemand vergessen, auch wenn ich in diesem Buch vor allem über den kleinen, aber »lauten« Teil der Muslime spreche, die zum Spektrum des »Politischen Islam« gehören!

Umgang mit Kritik am Koran

Eine Zeit in meinem Leben hat sich in meine Erinnerung besonders eingebrannt: Als ich acht Jahre alt war, brachte mich mein Vater in die Wüste im Norden des Sudans zu einem Scheich. Dort wurde mir und etwa zehn anderen gleichaltrigen Jungen über zwei Jahre hinweg der gesamte Koran eingetrichtert. Ich sollte ein *hafiz* werden, einer, der jedes Wort des heiligen Buches auswendig kann. Dadurch erhielt ich in der Familie Respekt und einen gewissen Status – und bei Allah zählte dies als gute Tat, wurde mir vermittelt.

Den Koran behandelte ich voller Ehrfurcht und berührte ihn nur nach einer rituellen Waschung. Grund dafür war nicht nur das Wissen, dass ich nun das Buch in den Händen hielt, dessen Urfassung bei Allah ist und an Muhammad offenbart wurde, sondern ich lernte auch, dass von dem Text direkter Segen und Fluch ausgeht. Wenn man den Koran auf den Boden legt, dann ist das nicht nur eine Missachtung, sondern eine Sünde, für die man von Gott verflucht werden kann – so heißt es im abergläubischen Denken des Volksislam. Deshalb legten wir das Buch immer an einen erhöhten Platz im Raum. Manche Koranverse haben eine besondere Segenskraft, glaubten wir. In der Koranschule mussten wir diese Verse auf Tafeln schreiben. Anschließend wurden die Tafeln mit Wasser abgewaschen und das Putzwasser aufgefangen. Dieses »Tafelwasser« verkaufte der Scheich dann als eine Art Medizin.

Wenn wir in der Koranschule beim Vorlesen einen Fehler machten, sauste eine Peitsche aus Kamelleder auf unsere Köpfe und Rücken nieder. Dieser Schmerz lehrte uns schnell, den Korantext fehlerfrei vorzutragen.

Auch wegen seiner sprachlichen Schönheit galt der sogenannte Edle Koran für uns als göttliches Wunder. Wird er laut

rezitiert, sind der Rhythmus der Sätze und seine Reime klar und eindrucksvoll zu hören.

Inhaltlich haben wir uns in der Koranschule nicht mit dem Text auseinandergesetzt. Es war uns nicht erlaubt, das Gelesene und Gelernte zu hinterfragen. Wenn wir etwas nicht verstanden, erklärte unser Lehrer uns dies als Geheimnis Gottes. Er sagte uns immer wieder, dass der Mensch sich nicht anmaßen kann, alles zu verstehen, und dass nur Gott allwissend ist. Der Respekt vor dem Buch Gottes, den der Koranschullehrer uns vermittelte, und der Glaube an seine unmittelbaren Folgen – Segen oder Fluch – sorgten dafür, dass der Koran für mich eine ungeheure Autorität war.

Auch wenn nicht alle Muslime eine solch magische Vorstellung vom Koran haben, ist er doch für die große Mehrheit direktes Wort Gottes und daher eine unantastbare Autorität. Nicht nur die Gedanken, die im Koran zu finden sind, kommen direkt von Gott, sondern jedes Wort und jeder Buchstabe.

Dieses Verständnis der islamischen Heiligen Schrift sorgt dafür, dass es für die Mehrheit der Muslime ein Tabu ist, Koranversen ihre ewige Gültigkeit abzuspochen. Einer, der es wagte, dies zu tun, war der sudanesischer Mystiker Mahmoud Muhammad Taha.

Ich war dabei, als er am 18. Januar 1985 im Kober-Gefängnis in Khartum wegen seiner Ansichten gehängt wurde. Mehrere Tausend Menschen waren bei seiner Hinrichtung im Gefängnishof. Kaum 13 Jahre alt, ließ ich mich von der euphorischen Stimmung der Menge mitreißen, die mehr einem Volksfest als einer Hinrichtung glich. Grund für Tahas Hinrichtung war sein Buch »Die Zweite Botschaft«. In ihm hatte er geschrieben, dass nur die Koransuren, die in Mekka geoffenbart wurden, (620–622 n. Chr.), zeitlos gültig sind. Aus seiner

Sicht war Muhammad in der Anfangszeit des Islams als Prophet tätig und verkündete in dieser Rolle ethische Prinzipien, die überall und immer verbindlich sind. Dagegen habe Muhammad in seiner späteren Zeit in Medina (622–632 n. Chr.) nicht nur als Prophet, sondern auch als Staatsmann gehandelt. Alle Verse, die in dieser Zeit geoffenbart wurden und zum Beispiel zu Gewalt aufrufen oder Andersgläubige abwerten, müssten in ihrem historischen Kontext verstanden werden und seien heute nicht mehr gültig, so Taha.

Dieser Schritt, auch nur einen Teil der Offenbarung Gottes als zeitgebunden zu interpretieren, machte Taha in unseren Augen zum Ungläubigen – und auch die Tatsache, dass er es wagte, Muhammads Vorbildfunktion für die heutigen Gläubigen zumindest in einigen Bereichen anzuzweifeln. Wir freuten uns, als er vor aller Augen starb. »Das passiert mit jedem, der den Koran oder das Leben Muhammads infrage stellt«, sagte mein Vater zu mir und zeigte auf den Galgen.

Heute finde ich es erschreckend, wie verblendet ich damals war und wie ich den Tod eines Menschen gefeiert habe, der für mich heute ein Held ist. Ich hätte mir gewünscht, dass wir auf die Ansichten Tahas gehört hätten. Das hätte uns Sudanesen und der ganzen islamischen Welt gutgetan.

Die meisten Muslime haben ein völlig anderes Verhältnis zum Koran als Christen zur Bibel. Dies liegt auch daran, dass Muslime und Christen ein unterschiedliches Offenbarungsverständnis haben.

Die Geburt Jesu am »Heiligen Abend« ist für Christen eine ganz besondere Nacht. Himmel und Erde berührten sich, als Gott in der Gestalt eines kleinen Babys sichtbar auf die Welt kam und die Engel den Hirten diese frohe Nachricht brachten. An Weihnachten ist Gott Mensch geworden, glauben

Christen. Wenn Christen wissen wollen, wie Gott sich den Menschen offenbart hat, schauen sie in der Bibel, was Jesus predigte und wie er sich verhielt.

Eine »Heilige Nacht« gibt es auch im Islam. Die Lailat al-Qadr, die »Nacht der Allmacht«, heißt die Nacht im Fastenmonat Ramadan, in der der Koran erstmals offenbart wurde. Durch den Koran lässt Allah die Menschen wissen, was er von ihnen will. Diese beiden unterschiedlichen »heiligen Nächte« erklären, warum wir eigentlich nicht Jesus mit Muhammad und den Koran mit der Bibel vergleichen sollten, sondern konsequenterweise die beiden Offenbarungen miteinander – also den Koran mit Jesus.

Was Jesus sagte und wie er sich verhielt, ist für Christen der Maßstab, wie sie die Bibel verstehen. Weil Jesus die Ehebrecherin nicht verurteilte, sondern sagte: »Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein« (Johannes 8,7), ist damit für Christen die Vorschrift des Alten Testaments, Ehebrecher zu töten, überboten (vgl. 5 Mose 22,22).

Dies hilft, sich innerhalb der Bibel kritisch mit Texten auseinanderzusetzen, die Jesu Leben und seiner Botschaft widersprechen.

Eine solche innerkoranische Auseinandersetzung mit der Schrift kennt die traditionelle islamische Theologie nicht – eben auch weil sie ein anderes Offenbarungsverständnis hat und es deshalb viel schwieriger ist, Texten ihre ewige Gültigkeit abzuspochen.

Nach gängiger islamischer Überzeugung stammt der Koran direkt von Gott, Muhammad war nur der Übermittler der Botschaft, hatte aber keinen Einfluss auf sie. Er war wie ein Sprachrohr Gottes. Wird der Koran aber als das ewige und ewig gültige Wort Gottes verstanden, stehen viele muslimische Theologen in einem Konflikt, wenn sie die unantastbare

Offenbarung Gottes historisch-kritischen^c Methoden unterziehen und manche Verse als zeitgebunden betrachten sollen. Das ist das Dilemma bis heute und erklärt, weshalb es Reformtheologen oft sehr schwer haben.

Dennoch arbeitet eine kleine Minderheit von islamischen Theologen historisch-kritisch: So hat der tunesische Islamwissenschaftler Abdelmajid Charfi (geboren 1942) in fünf Bänden eine historisch-kritische Koran Ausgabe¹² vorgelegt. Auch Mouhanad Khorchide von der Universität Münster arbeitet mit einem Team an einem Kommentar, der den Koran als »Vergegenwärtigung Gottes in einem historischen Kontext« versteht.¹³

Wir sollten jede Initiative unterstützen, die sich um eine historisch einordnende Koran Auslegung bemüht. Es ist eine Chance, wenn Muslime im Westen beispielsweise durch die Arbeit an universitären Zentren für Islamische Theologie die Freiheit haben, zu forschen – fern vom Druck einer Regierung oder konservativen Islaminstitutionen.

Aber ich glaube, dass ein theologischer Durchbruch nur möglich wird, wenn auch die traditionellen renommierten islamischen Institutionen wie die weltweit führende Autorität des sunnitischen Islams, die Al-Azhar-Universität in Kairo, oder Theologen in Mekka und Qom den Mut haben, manche problematischen Koranverse beispielsweise zum Thema Gewalt historisch einzuordnen, damit sich heute niemand mehr auf solche Aussagen berufen kann.

c Die historisch-kritische Methode wurde im 18./19. Jahrhundert entwickelt und ist vor allem aus der christlichen Theologie bekannt. Sie will den Text in seinen historischen Zusammenhang einordnen und versucht, die Entstehungsgeschichte des Textes zu rekonstruieren.

Al-Azhar-Universität in Kairo

Sie gilt heute als deutungsmächtigste Lehrereinrichtung für geschätzt 85–90 Prozent der sunnitischen Muslime und damit 1,8 Milliarden Menschen weltweit und wird vom ägyptischen Staat bezahlt. Mit einer über 1000 Jahre alten Geschichte ist die Al-Azhar eine der ältesten und renommiertesten wissenschaftlichen Einrichtungen der sunnitischen Gelehrsamkeit, und ihre Rechtsgutachten (Fatwas) erhalten große Beachtung. Auch wenn der Islam keine hierarchischen Strukturen kennt, ist der Großimam der Al-Azhar, Ahmed al-Tayeb, eine der höchsten Autoritäten der sunnitischen Muslime. Er wird auf Lebenszeit persönlich vom ägyptischen Präsidenten ernannt, was eine enge Loyalität gegenüber dem ägyptischen Staat bedingt. Sein verfassungsmäßiger Rang entspricht dem eines Premierministers und er prägt in Ägypten maßgeblich die Politik mit.

Bezeichnend war Ende Januar 2020 eine internationale Konferenz zur »Erneuerung des islamischen Denkens«, die die Al-Azhar-Universität ausrichtete. Dort schlug Mohamed al-Khosht, der Präsident der Universität Kairo – und damit immerhin der zweitgrößten afrikanischen Universität, nach der Al-Azhar-Universität – vor, eine neue Schule islamischen Denkens zu entwickeln. Diese sollte sich vom islamischen Erbe und der traditionellen Lehre loslösen. Religiöses Denken wie die Auslegung von Texten und islamische Rechtsprechung seien Gedanken von Menschen, die Religion in ihrer Zeit verstanden und interpretiert hätten. Diese traditionelle

Lehre sollte im Laufe der Zeit verändert werden, um auf die jetzigen sozialen und kulturellen Gegebenheiten antworten zu können, forderte al-Khosht.

Der Präsident der Universität Kairo erhielt für seinen Vortrag keinen Applaus. Stattdessen entgegnete der Großscheich der Azhar, Ahmed Al-Tayeb, zornig, dass al-Khosts Worte das muslimische Erbe verhöhnen und die Religion schwächen würden.¹⁴

Ich finde es bedenklich, wenn man das Hinterfragen der eigenen Heiligen Schrift und Tradition scheut, aus Angst, seinen Glauben zu verlieren. Wenn religiöse Autoritäten den Menschen nicht die Freiheit geben, selbst zu denken, dann machen diese das in einer globalisierten und digitalisierten Welt selbst.

Das ist es, was ich als Junge in der Koranschule bitter vermisst habe: Es muss möglich sein, Fragen zu stellen und seine Zweifel ausdrücken zu dürfen, ohne sofort als ungläubig zu gelten. Zweifel zu äußern ist ein Zeichen von Glaubensstärke und einem hohen Maß an Reflexion.

Neben dem Koran ist das Leben Muhammads die zweite Quelle, an der Muslime ihr Leben ausrichten. »Ihr habt ja im Gesandten Allahs ein schönes Vorbild«, heißt es in Sure 33,21. Deshalb spielen die Überlieferungen von dem, was Muhammad gesagt oder getan haben soll, in vielen Fällen im Alltag sogar eine wichtigere Rolle als der Koran. Diese Überlieferungen heißen auf Arabisch Hadithe.

Hadithe

Es gibt zahlreiche Hadith-Sammlungen, sechs davon gelten als kanonisch. Sie werden als nachahmenswerte und zu befolgende Norm, als Sunna, verstanden und bilden gemeinsam mit dem Koran die beiden islamischen Rechtsquellen. Auf Koran und Sunna basiert die Scharia.

In den Hadithen steht beispielsweise, wie und wie oft am Tag der islamische Prophet betete. Davon leitet sich das fünfmalige Pflichtgebet für Muslime ab. Oder wie hoch ihre jährliche Spende sein soll, erfahren Muslime nicht aus dem Koran, sondern aus den Hadithen. Ebenso, wie genau sie zu fasten haben. Die islamische Theologie teilt die Hadithe in drei Gruppen auf: Unter der al-sunna al-qawliyya versteht man, was Muhammad direkt gesagt hat und seine Anhänger hörten. Die zweite Gruppe ist die al-sunna al-fi'liyya, alles, was er in seinem Leben getan hat und vorbildlich ist, beispielsweise dass er die rechte Hand beim Essen benutzt hat. Die dritte Gruppe ist al-sunna-al-tariqiyya: Alles Verhalten, das Muhammed beobachtet und stillschweigend toleriert hat, gilt auch als von ihm abgesegnetes und gutes Verhalten.

Das Problem der Hadithe ist ihre Entstehungsgeschichte: Die mündlichen Überlieferungen wurden erst zwei bis drei Jahrhunderte nach Muhammads Tod niedergeschrieben. Da es so viele Überlieferungen gibt, überlassen die meisten Muslime die Interpretation der Hadithe islamischen Rechtsgelehrten beziehungsweise Rechtsschulen, denen sie dann folgen und deren Meinung sie übernehmen.